

# NICHT LANG GENUG GESTORBEN

Schillerring 2005

Laudatio auf Christoph Meckel

...

## Nicht lang genug gestorben, nicht tief genug

*im Moder versenkt  
und noch immer das Ohr leer von Erde*

...

Christoph Meckel

1

Ich bin soeben damit beschäftigt, in der Schlusszeile meines neuen Gedichtes einen affektierten Schnörkel anzubringen, der das ganze Gedicht ruinieren wird – da läutet es an der Eingangstür. Draußen steht einer, ergreift meine Rechte und beginnt sie auf und ab zu pumpen. Zwischen den Zähnen stößt er immer wieder den Satz hervor: „Gratuliere zum sechzigsten Jahrestag der Befreiung.“ Dann lässt er meine Hand los, verreißt seinen Körper um neunzig Grad und enteilt. Ich spüre von unten Freude in mir aufsteigen, ich will ihm hinterher, um – wenn ich ihn erreiche – seine Schultern zu packen und ihn zu drehen, damit er mir wieder gegenüber ist, stattdessen schließe ich die Tür und gehe in mein Zimmer zurück.

Der Schnörkel ist mir inzwischen entfallen, achselzuckend lass ich das Gedicht so stehen, und es ist damit zufrieden. Ich schalte den Fernsehapparat ein. Ein hagerer Mann gratuliert mir zum sechzigsten Jahrestag der Befreiung. Ich drehe mich um, ob er womöglich jemanden hinter mir meint, hernach schreie ich den Mann an, er möge sich selbst gratulieren. Auf dem Weg ins Wirtshaus werde ich einige Mal aufgehalten, Menschen verneigen sich, hinter den Scheiben sehe ich Leute mich beobachten; schließlich reißen sie die Fenster auf und streuen Konfetti.

Im Wirtshaus will ich mit jedem Mundwinkel zugleich ein Glas Rotwein kippen. Die Gäste sind aufgesprungen, Gratulation zum sechzigsten Jahrestag des Zusammen... – der Befreiung.

Ein Mann sitzt mit dem Rücken zu mir und steht nicht auf, sondern er dreht sich lächelnd her, er hat einen weißen Schal um den Hals, und Christoph Meckel also sagt: „Ich kenn das.“ – „Ah so, wenn du das kennst – wieso gratulieren die sich nicht selbst?“

Ich wälze mich aus Christoph Meckels Texten und schaue auf. Was für Gebilde setzen seine Worte in meinem Kopf frei?

2

*Ein Satz wird gesprochen, ein Name genannt, und die Zeit beginnt.* Damit die Poesie also ihren Luftgeschäften nachgeht, frage ich mich, was dieser erste Satz von Meckels Poetikvorlesung mit mir anstellt.

**Und gab der Frühe den ersten Atemzug / dreifach zurück heißt es im Gedicht KRAFT DES ATEMS. Da ist es wieder, dieses Erzeugen aus dem Vorhandenen, dieser sich selbst erzeugende Realismus, da sich die Welt im gefundenen Wort mit sich selbst paart, ohne Frucht, ohne Zweck. Der Dichter, der dieses Wort findet, nüchtert sich aus in ihm, als er von der Welt trunken war. Die Klarheit, die Dinggenauigkeit macht mich süchtig, wenn ich Meckels Gedichte lese, die sich generieren und mich dazu, so dass ich zu einer Zeile wie: *Wir sind zu Haus / wo Gott sich das Leben nahm die jüdische Totenklage einsprechen will mit unhebräischen Worten, mit Celansätzen wie: Verbracht ins Gelände mit der untrüglichen Spur – aber auch mit Sätzen wie: „Heil Hitler, ich bring die Mazzes!“, mit der damaligen Frage an einen jüdischen Exilierten in Paris: „Warum liest du den Völkischen Beobachter und nicht unseren Aufbau?“ und der Antwort: „Ich will nicht wissen, wie arm und verfolgt, sondern wie mächtig und reich ich bin.“***

Aber wie können einem bei einem Vers wie: *Wer könnte Platz nehmen / in der Gerechtigkeit* die Tränen kommen? Die sechs Millionen sind in der Wahrheit, das ist wahr, aber wer ist in der Gerechtigkeit?

Entschuldigen Sie, wenn ich so zerklüftet, fast abgelumpt mich dem Dichter Meckel nähere; es stürzen zu viele Schweinsgedanken mir vom Kopf in die schreibende Hand und wollen sich verknäulen, wälzen sich auf dem Lobestepich, den ich Knoten für Knoten knüpfen will.

3

Sachte, sachte. Jetzt könnte ich vom Vaterbuch reden, von dem alle reden, und zu Recht. Ich könnte die Kunst preisen, wie dieser Vater gleichsam wie ein Naturwesen, wie ein Elf des badischen Landes im dortigen Wurzelwerk intarsiert ist und von dem gleichzeitig eine Trostlosigkeit ausgeht, falls man sein widerständiger oder jüdischer Zeitgenosse war in den dann dunklen Zeiten.

„Die Tiefendimension des Antisemitismus“, sagt Detlev Claussen, „ist die Gleichgültigkeit gegenüber Tätern und Opfern.“ In Ansehen der Gestalt Eberhard Meckel gibt es einen Antisemitismus, ohne ein einziges antijüdisches Wort zu sprechen.

Ich könnte vom SCHLAMMFANG sprechen, dieser Durchdringung einer menschenkontaminierten Landschaft mit Geschichtsplunder. Ein Namenloser – und das will was heißen – schreitet etwas ab, was gut und ungern unsere Zukunftslandschaft sein kann. Die innere Landschaft von uns Vorläufigen gleicht nicht wenig dieser Geschichtshalde, auf der einer Hausmeister sein soll.

Von der Poetikvorlesung könnte ich sprechen. Meckels Gespräch mit dem mittelalterlichen Dichter Cecco d'Angioleri enthält sehr vieles, was heute von der Poesie – und nicht nur von ihr – gesagt werden kann.

Sein Buch DICHTER UND ANDERE GESELLEN zeigt uns, wie gut aufgehoben ein Dichter, ein von ihm beschriebener Mensch ist, und sei's ein Bauer wie Mathieu im Roman EIN UNBEKANNTER MENSCH. Wenn ich jetzt in dieser Manier weitermache, kommen wir zu keinem Ende. Die Publikationsliste ist lang, die Werke allesamt auf hohem Niveau. Sachte, sachte.

Diese unbändige Zeitgenossenschaft, diese Samenkornausstreubewegung, das Lächeln, das er einem dummen Berg abgewinnen kann, die Authentizität seiner Zeugenschaft in der Dichtung, das bewirkt es womöglich, weshalb, wo immer ich Texte von ihm lese, ich einen Rippenstoß verspüre: Was klapperst du mit den Augen, spür dich selbst später, schau hin! Schau und sieh, was der Fall ist!

Die Bilder, die Naturdinge, der Plunder verwandeln sich in Wörter, diese formieren sich und einander und erzeugen die Bilder in uns, und wir sind in den Bildern. Diese Vorgänge sind genuin poetisch, und Meckel ist dieser Poet.

4

Ich kenne Christoph seit einigen Jahren auch persönlich. Leider treffen wir einander bloß bei den Herbsttagungen der Darmstädter Akademie, einmal aber – unvergessen – sahen wir uns auch in Freiburg. Jetzt sind Leute wie ich – jüdische Leute – im Gespräch mit linken Deutschen immer etwas vorsichtig. Mit den übrigen sowieso. In den Debatten um den ersten Irakkrieg hatten wir gewisse Erfahrungen gemacht mit Losungen wie „Kein Blut für Öl!“ bis „Kauft keine israelischen Waren!“

Aber bereits bei unserem ersten Gespräch lehnte ich mich entspannt zurück, und wir blickten einander lächelnd in die Augen. Christoph ist so ein intensiv aufmerksamer Zeitgenosse, dass mir sofort klar war: Hier gibt es keine Missverständnisse, da ist kein Philosemitismus mit Neidfaktor, kein auf Judenphobie aufgesattelter Antiamerikanismus, kein „Man wird ja noch sagen dürfen ...“. Direkt und in den Schwanzflossen der Aufklärung sprachen wir über Ideologie und Poesie, sozialistischen Realismus und poetisches Schweigen. Er berichtete mir von Paul Celan, dessen Wort ich ständig brauche und er vermutlich auch.

Und es schälte sich heraus, dass durch all die Schändungen der Literatur hindurch mittels Indienstnahme durch die Herrschenden, durch die Versuchung hindurch, Poesie zu verwenden, um etwas zu erklären, uns beiden womöglich der Kinderglaube geblieben ist, das Wort könne –

welthaltig, wie es ist – etwas verändern. Als hätten die Luftgeschäfte der Poesie eine Nachhaltigkeit.

Zu sagen, was der Fall ist. Meckel sagt: *Das ist das Gedicht / damit kommen wir durch die Zeit bis an das Ende der Hoffnung.*

Ohne ideologische Zurichtung in der Poesie sagen, was ist. Mit den unbekanntenen Stellen der Seele die abgegriffenen Worte, die den Machthabern und ihren Unterdrückten abgegriffene Münze geworden sind, wieder aufzuhellen, aufzuleben, aufzustimmen, einzuleuchten, das ist auch das Feuer-, Wasser- und Erdgeschäft der Poesie. Denn „der Ausgang der Menschheit aus selbstverschuldeter Unmündigkeit“ ist noch immer und schon wieder Voraussetzung, um einen menschengerechten Planeten zu verwirklichen. So gilt wohl der Brechtsche Imperativ: „Verlasse nicht als Guter diesen Planeten, sondern verlasse einen guten Planeten.“

5

Der von mir in meiner Jugend und von vielen in ihrer Jugend geliebte Schiller ist nicht lang genug gestorben, als dass seine Hoffnungen, sein Streben, seine lavabeglühnten Hauptworte vergessen würden. Still aber ist Schiller nicht. Es ist immer noch ein produktiv aufweckender Lärm, der da heraufschallt. Im beabsichtigten BUCH ÜBER DEN LÄRM, geschrieben von unserem Preisträger im hohen Alter, wird der Ringpate womöglich einen Ehrenplatz erhalten. Christoph Meckel selbst, der quicklebendige, ist noch nicht lang genug gestorben, als dass er sich mit der Niedertracht, der Dummheit und den Torheiten gegenwärtigen Weltgeschehens abfände. Erst wenn wir „fein“ zu dieser Welt sagen, sind wir lang genug gestorben. Auch meine Ermordeten – die in Riga, Birkenau und Sobibor – sind nicht lang genug gestorben. Sie stehen mir im Gebot. Sie stehen dem Zeitgenossen Meckel im Gebot. Sie sind es, die im Luftgrab wohnen, denen wir unsere erschwiegenen Wörter verdanken, und sie spiegeln sie ins Leben und in die Gerechtigkeit – vielleicht.

So. Jetzt gratuliere ich uns allen zum sechzigsten Jahrestag der Befreiung.  
Dir aber, Christoph, gratuliere ich zum Schillerring und freue mich unbändig.